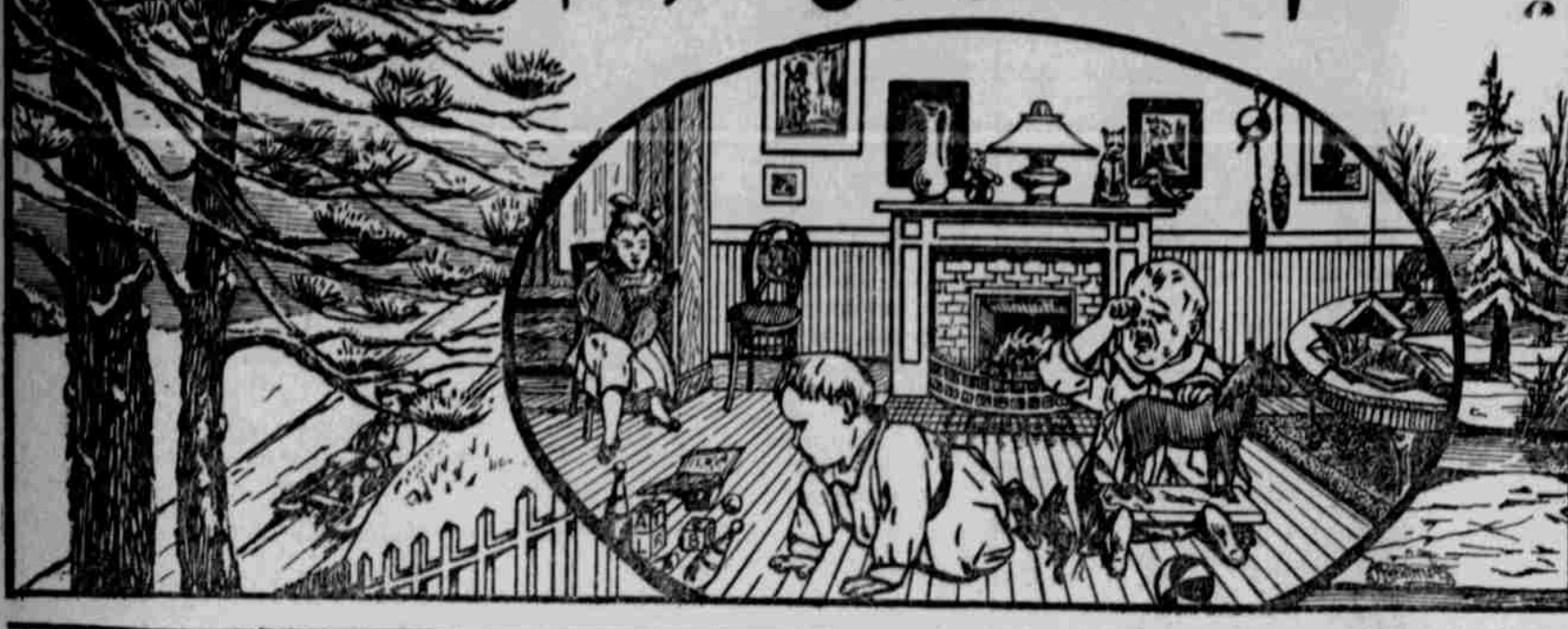


Deutsche Hauspost



Im Frauenkreise.

Ueberflüssig.

Wir sprachen kürzlich in unserem Plauderflüßchen vom Werte des Lebens, und ein altes, liebes Mütterlein, das seine Würde getreu und redlich durchs Leben getragen hat und nun am Scheidewege steht und ruhend die Hände in den Schoß legt, das sagte mir, es fühlte sich so überflüssig, seit junge Hände ihm alle Mühe und Arbeit abgenommen haben, und könne sich nimmer zurecht finden in dieser neuen Welt.

Da fiel mir ein anderes Wesen ein, das auch alt und müde geworden war, das aber noch viel, viel mehr Ursache gehabt hätte, zu klagen, weil es nicht erst am Lebensabend das Gefühl des Ueberflüssigseins, weil es dies bittere Empfinden all sein Leben lang durchgeföhlet hatte, und das doch nicht klage, weil es sich selber nicht für nutzlos hielt.

Dies seltsame Menschenkind lebte in meiner Heimatsstadt.

Unter den zehn Kindern, die nach und nach auf eigenen Füßen zu stehen lernten, war keines in der Familie so unbeschäftigt, wie Mariechen, das Ueberflüssige.

Nicht daß es faul und lässig gewesen wäre, es war immer tätig, immer mit irgend etwas beschäftigt, aber es war verträumt und unpraktisch, und was es machte, hatte keinen realen Wert.

Sogar sein Spielzeug war anders, als das der übrigen Kinder.

Bald wählte die Kleine, sie sei eine wohlthätige Fee, dann schleppte sie allerlei aus Dachkammer und Bodenloch herbei und beschenkte arme Kinder damit, bald glaubte sie ein Engel zu sein, der Kranke heilen könne, und sie ließ dem Bettler nach und nach ein Stück Brot auf seine schmerzenden Hände, und wusch es nicht, daß sie Mamas teure Colcream verschwendet hatte.

Ganz verblüfft ließ sie Schläge und Schelte über sich ergehen, sobald ihre Tat entdekt wurde, aber sie klagte nie, und — tat es am nächsten Morgen doch wieder!

Die Eltern wollten ja eigentlich nicht den Wohlthätigkeitsfuss im Kindererteilen, aber es sollte doch denken lernen und überlegen, und nicht nur dem Impulse folgen, darum strafen sie es, aber es half nichts, und das Kind ward eine überflüssige Last!

Dann starben die Eltern.

Die Geschwister zogen in die Welt. Die einen kamen hoch, die anderen blieben bescheiden am Boden, aber praktisch waren sie alle.

Nur Mariechen blieb ein unnützes Ueberflüssiges.

Es kam zu einem Kaufmann. Der hätte das Mädchen im Geschäft verwenden wollen, aber Mariechen gab dem armen Weiblein, das für drei Kreuzer Sibirienkaffee kaufen wollte, einen Vordruck Kaffees und ein Stück Zucker dazu, und dem kleinen bedürftigen Weiblein, der für einen Kreuzer „Borhöndel“ (Johannisbrot) verlangte, dem schenkte sie eine Dose voll Datteln.

Nur daß die verschenteten Sachen nicht ihr Eigentum waren, denn das Mädchen war arm, viel ärmer als die übrigen Geschwister, weil diese sich um ihr Erbteil stritten und Mariechen nichts davon haben wollte.

Und als der Kaufmann eines Tages die Beförderung sah, jagte er den Nichtsnutz einfach davon; das Mädchen war doch gar zu überflüssig in der Welt!

Nur gut, daß er aus Rücksicht für die übrige Familie sie nicht noch bestrafte, nur das bißchen Lohn, das sie hätte bekommen sollen, das hielt er als Ersatz zurück.

Dann wurde sie Küchenmagd. Aber sie träumte so viel vom Glend der Armen, daß sie die Reste der Mahlzeit, stalt sie in kühlere Kammer aufzubewahren, zum Fenster hinausstellte, wo sie regelmäßig von hungrigen Kindern geknabbert wurden, und endlich gab es Lärm, und Marie mußte gehen.

So ging sie durchs Leben. Immer gescholten, immer Unrecht tuend und das Gute wissend.

Endlich kannte jeder ihre Fehler, und keiner nahm sie mehr ins Haus. Die Geschwister am wenigsten, denn die hatten für ihre Kammern zu sorgen und brauchten die Ueberflüssige nicht.

Dann nähte sie für die Leute. Das ging schon eher, denn, wenn sie gar oft vergaß, den Lohn für ihre Arbeit zu fordern, da schalt sie doch keine. Wo viel Färdarbeit war, für eine Schar Kinder, die bald alles wieder zerreißen, und die Eltern nicht wußten, wo aus, wo ein, da nahm sie gar keine Bezahlung, und war zufrieden mit der Bohnenuppe zum Mittagabrot.

Schließlich lebte sie nur mehr in solcher Weise. Dabei fand sie Zeit, des Nachts bei einem kranken Kinde zu wachen, damit die Mutter schlafen könne, und morgen wieder tüchtig arbeiten könne, und sie pflegte arme, lahme Krüppel, die keiner sonst anrühren mochte, und hielt auch bereitwillig Totenwache, während die Betten und Bassen sich um den Nachlaß des Verstorbenen stritten.

Endlich war Tante Marie, wie sie inzwischen genannt wurde, überall und nirgend, denn brauchen konnte man sie ja eigentlich nicht, sie war doch gar zu überflüssig, mit ihrem verträumten Wesen, aber zur Aushilfe, — Gott ja, da konnte man sie schon dulden! Man tat ja dabei gewiß noch eine Wohlthat, wenn man die Arme einmal sich gehörig satt essen ließ, es mußte ja nicht vom Besten sein, denn Tante Marie war mit allem zufrieden.

Oft schien es, als wüßte sie gar nicht, was man ihr vorsetzte, sie war ja so traurig verloren, gar so unbrauchbar fürs Leben!

Tante Marie fühlte nichts von diesem Mitleide. Sie fühlte auch den Spott nicht, der hinter ihr her schlich, sie fühlte nur im Herzen einen unendlichen Vorrat an Güte und Milde und Erbarmen, einen unerschöpflichen Quell von Menschenliebe, und der sprudelte hervor mit immer frischer Kraft, und sie mußte davon austreten, sie mußte allen Menschen Gutes tun, und es kam ihr gar nicht in den Sinn, ob sie immer Recht tat, ob sie nicht sich und andere bestraft, indem sie gab und immer gab.

Sie war so glücklich im Herzen und so oft ihre eine rechte große Wohlthat gelang und man sie dafür schalt, strafte oder verachtete, rief sie verurteilt die Augen aus und fragte sich im Stillen: „Bin ich denn wirklich so schlecht, so unnütz?“

Und dann starb sie.

In ihrer Kammer auf ärmlichem Strohlag sie drei Tage, ehe einer kam und nach vergeblichem Bogen die Türe sprengte, um nach ihr zu sehen.

Dann war ein Klagen. Ueberall fehlte sie, überall verlangte man nach Tante Marie, dem immer gefälligen, immer bereiteten, armen, unerföhlichen Mariechen!

Ihre Seele aber stand beweilen beim lieben Gott. Und er lächelte ihr freundlich zu und sagte: „Wart brav, mein Kind, hast deine Pflicht getan! Du hast mich gedient nach meinem Gebote; der Erden Güter waren dir wohl verpflegt, aber nun magst du eingehen in mein himmlisches Reich!“

Frau Caroline.

Der Schlittschuhläufer.

O, welche Lust, zu ist der Schlittschuh!
Da liegt er wie ein Silberglanz!
Sitzt schnell ich meine Schlittschuh
an
Und fliege auf der Silberbahn,
Als ob ich Flügel hätte.

Wie scheint der Mond so herrlich klar!
Wie leuchtet alles wunderbar!
Der Schlittschuh ein Kristallpalast,
Mit Diamanten eingefaßt;
Es blüht und strahlt und funkelt.

Ach! fröh' doch zu der Ozean,
Dann flög' ich auf der Nebelbahn
Und streich' die weisse Wolke hin,
Mit fröhlichem vergnügten Sinn;
Und kam direkt auch wieder.

Und glühend flimmert rings der Schnee,
Als wie der Thron von einer Fee.
Es flammen Sterne ohne Zahl,
Ich streich' hin im Mondenstrahl,
Als wie ein schwarzer Schatten.

Ich weide eines Vogels Flug,
Ich weide eines Rosses Zug,
Den Wind nicht, der so flüchtig weht;
Ich fliege selber wie ein Geist,
So schnell wie der Gedanke.

Die beiden Geizhälse.

Ein Geizhals, der in Afrika lebte
Und die Vollkommenheit erstrebte,
Ein Weisler seiner Kunst zu werden,
Denn ward die Kunde, daß auf Erden
Kein größ'rer Geizhals sei zur Zeit
Als in Bassora — Abu Said.

Als bald ein heil'ger Wissensdrang
Ihn nach Bassoras Mauern zwang,
Demütig und bescheidenlich
Stellt er sich dort dem Meister vor
Und spricht: „Ein Schüler bittet dich,
Du leih' ihm ein geeignetes Ohr.“

„Du wirst ihm gütig nicht verwehren,
An deiner Kunst sich zu belehren.“
„Willkommen!“ sprach nun dieser Mann,
„Doch daß ich dich bewirten kann.“

„Lass' dich zum Markte laufen,
Um Lebensmittel einzukaufen.“
„Zum Bäcker geh'!“ „Wie ist dein Brot?“
„O Herr, so frisch und weich wie Butter!“

„Et nun, da hat es keine Not!
Doch Butter ist ein bess'res Futter,
Weil dieser ein Brot vergleicht,
Nicht Fremden? das begreift sich leicht.“
„Denn lassen wir den Brotkauf sein,
Und holen lieber Butter ein.“

„Zum Milchverkäufer geh' es dann;
„Wie ist die Butter, lieber Mann?“
„So süß und schmackhaft, frisch und weich.“
Und dem Olivenöl gleich,
Dem köstlichsten, das nur zu haben!“
„So wollen wir an Öl uns laben,
Denn dieses muß doch besser sein.“

„Zum Delverkäufer geh' es hin;
„Wie ist dein Del?“ „O Herr, süß,
wahr,
Wie Brunnenwasser frisch und klar!“

„Ei, ei“, so sprach der Geizhals nun,
„Nicht weis ich endlich, was zu tun;
Wir wollen uns an Wasser laben,
Weil dies das Beste, was zu haben!“
„Wie dich das doht und herrlich süßt —
Ich hab' soviel für uns genüßt.“
„Zu Haus' 'ne ganze Krufe iteh'n —
Komm, laß uns jetzt nach Hause geh'n!“

Die led're Wahrheit soll uns frommen!
Und also ist es auch gekommen:
Sie tranken Wasser wie die Schläuche,
Bis ihnen kullerten die Bäuche,
Sodann mit mandem Dankeswort
Dat sich an seinen Heimatsort
Der Mann aus Afrika nun entfernt,
Bergnügt, daß er so viel gelernt.

Winterabend.

Wie ein glühender Ball von flüchtigen Metall sinkt das Tageslicht hinter dem fein verzweigten Reiterwerk der Duschäden hinab. Ein roter Schimmer fliegt über die weisse Schneelandschaft, legt hier einen kupferfarbenen Föhrenbaum in leuchtendes Feuer, entzündet dort in den Scheiden einer Bauernhütte Gut. Still und feierlich ist es ringsum; auch nicht ein geschäftiges Rad knarrt auf allen Wegen. Unter ihrem weissen Reichtum schlummert die rote Abendhauch; am Horizonte ist noch ein schwacher, blutroter Vogenabschnitt der Sonne zu schauen, dann verschwindet auch er. Mit leichten grauen Flügeln hüden Schichten über das Feld. Es ist, als ob jetzt aller Reiz aus der weissen Schneefläche entschwunden sei.

Gleich in der Luft rauscht es und schwarze Wolken von schreienden Krähen fliegen den unfernen Wald an, wo sie auf einige alte Auldbäume niederfallen, so massenhaft, daß uns die Bäume schwarz erscheinen; doch bald erheben sich die Vögel wieder, führen allerlei kunstvolle Schwenkungen aus und schwärmen dann ins Innere des Waldes, ihre Nachtruhe zu suchen. Es will Abend werden, dieses Zeichen trägt nie.

Wir schreiten dem Walde zu und betreten sein Vorland. Ei, du Waldlein, bist du noch nicht in die Bande des Tages geschlagen? Ein paar wilde Enten fliegen auf; sie und andere Schwimmvögel leben es, an solchen offenen Quellbecken Weize und Kraut zu suchen. Der Wasserlauf zeichnet sich schwarz und idarj von der weissen Schneefläche ab, die er in launigen Windungen durchschneidet. Einzelne schlank Bäume ragen

auf, nein, Baumgerippe, von denen der Novembersturm auch das letzte Blatt entführt hat. Und doch sind diese toten Bäume nicht ohne Reiz; die Astbildung und mannigfaltigen Verzweigungen, bei jeder Baumart verschieden, treten jetzt aufs deutlichste hervor, weshalb Altmeyer Goethe den Landschaftsmaler rät, die Bäume gerade in ihrem Winterhabitus zu studieren.

Unter dem Vorland streben dunkel geballt die Massen des eigentlichen Waldes auf — eine schwarze, unheimliche Mauer. Wir suchen nach einer Lücke in dieser Mauer und treten durch sie in die schweigenden ersten Gassen des Winterwaldes. Nur grünes Moos und grüne Flechten, deren wahre Wachstumsperiode ja der Winter ist, zeugen von Leben in dieser starren Oede. Ueber unserm Haupt läßt sich ein Kabe auf dem Aste einer Eiche nieder; der Vogel Madans überdichtet uns mit einem Regen von Schneeflocken, die vom schwanfenden Geweige sich lösen. Wir schauen empor: der große Vogel mit dem schwarzen Gefieder rudert auf seinen breiten Schwingen tiefer in den Wald hinein, einen rauhen Schrei ausstößend, der indes ebenso vortrefflich zu der harten winterlichen Natur stimmt, wie der melodische Flötensong der Märzdrohnel zu der weichen, knolpenden Frühlingsnatur.

Man hat dem Schrei des prächtigen Raben das lateinische Wort: Cras, cras! Morgen, morgen! untergelegt und daraus ein Momento mori hören wollen. Der Gedanke hieran beeinflusst unsre Stimmung; und Winterwald und Winterabend — das Dunkel bricht jetzt rosig und räscher herein — tragen auch das Schicksal dazu bei, ernste, trübende Gedanken in uns zu wecken. Die grauen Fie-

Winterzeit, schöne Zeit!

Die Leute haben sehr unrecht, die immer nur den Sommer loben, als ob nicht der herrliche weisse Winter auch schön wäre! Wenn er seinen großen Sternmantel draussen, der so trahlt und funkelt, als ob er mit Millionen von Edelsteinen besät wäre, über das Land breitet, dann soll nur einer kommen, der ihm die Schönheit absprechen möchte!

Alle Kinderherzen jubeln dem Schneeföhn Winter entgegen. Große Leute behaupten, draussen zu frieren, kleine nur selten! Man bekommt ja so heisse Bäder, wie im Sommer, wenn man sich im Schnee herumtummelt. Und was gibt es da alles zu schämen mit dem weissen, weichen Stoff die kurze Zeit hindurch, wo er zur Freude aller Kinder: die dunkle Wintererde verdeckt!

Jubelnd werden die ersten weissen Flocken begrüßt, die man vor den Fenstern tanzen sieht. „Mehr, immer mehr!“ bittet man den grauen Himmel, bis er zur Gewährung aller Kinderbitten es schneien läßt aus dem großen Vorrat heraus mit voller, himmlischer Freigebigkeit.

„Es schneit wie aus dem Saak!“ sagen die Leute und schütteln sich, wenn sie aus dem schlimmen Wetter

Schneeballgefecht.

in die warme Stube treten. Aber die Kinder, wenn sie aus der Schule kommen, machen strahlende Gesichter und greifen in die weisse Masse, wo sie sich schon angehäuft hat, haken sie kunstvoll zusammen und formen die ersten Schneebälle. Bald regt es sich mehr. Dann kann man rechts und links vom Boden aufraufen, so viel man Lust hat, und das richtige Schneeball - Gefecht kann beginnen.

Die Gelegenheiten dazu will wahrgenommen sein, ehe der Frost kommt, der den Schnee steinhart frieren läßt, oder gar das Wetter umschlägt und sich der liebe weisse Schnee in eine häßliche, schmutzige Suppe verwandelt.

Darum ist man so eifrig bei den Schularbeiten, daß sie nur schnell fertig werden und man hinaus darf zu den wartenden Gespielern. In den Schneebalkkriegen gilt die weibliche Beherrschung ebenso wie die männliche. Man kann sich doch als kleines Mädchen unmöglich von den Buben mit Schneebällen werfen lassen, ohne das Feuer mit der kalten Munition zu erwidern! Und die Jungen haften, was für mutige Kämpferinnen die Mädchen sind. Ja, im Schnee gilt gleiches Recht für beide Geschlechter!

Rätsel- und Spielecke.

Rätsel.

1. Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Keiser kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

2. Jahrhundert sind verübergerflossen,
Es trockte der Zeit und der Eilande Meer;
Frei steht es unter dem himmlischen Vogen,
Es reicht in die Wölken, es neigt sich im Meer.

3. Nicht eitle Prachtlust hat es getümmelt,
Es dienet zum Heil, es reitet und schänket;
Seines gleichen ist nicht auf Erden belannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

4. Zwei Reihen nader Krieger,
Verborgen kämpfen sie,
Die eine, zwar nicht Mäuer,
Greift an, die andre nie;
Und wird auch keine Sieger —
Die Reute teilen sie.
Sie heissen fünf, Schläcken
Des Tages mehmalen sich;
Man's küssen oder naden,
Sie streiten hoch für dich;
Doch ihre Räden machen
Dich oft schon ärgerlich.

5. Korn, Erbsen und Bienen
Die mag ich gern widen,
Und fliege drum wieder
Sinnlos auf dem Acker.
Dort steht auf der Mauer
Mit der Wände der Bauer
Der Peter sein Sohn,
Und schenkt mich davon,
Wein Wind wird gebreten
Doch lieat's nicht ins Maul;
Du mußt es eraten,
Denn sei halt nicht faul!

6. Ein Gänzlich wackelt in Ruh
Besänzlich durch's Geiräucher;
Da lag ein Gänzlichwackern herzu
Von einem nahen Teiche.

Der Gänzlich sprach: „Ich grüß' auch dich!
Närrische ich bin verwundert,
Euch insoweit alhier zu sehen;
Ihr seid gewisslich hundert?“

Ein Mages Gänzlich drauf verließ:
„Wie wird zu hundert fehlen?
Du hast zu hoch die Zahl geföhrt,
Denn mußt du hundert sein.“

Lösungen der Rätsel in voriger Nummer.

- Das Eis.
- Das Weltgebäude.
- Spinrad und Nadel.
- Die Karte.
- Die Biene.
- Die Uhr.
- Die Sonnenblume.
- Das Schiff mit dem Anker.

Großmutter's Kleider.

„Es ist alles schon dagewesen“, sagt Ben Atka, und auch auf die Mode bezieht sich dieser Spruch. Und daß zu „Großmutter's Zeiten“ Puffhüte und Luxus geherrscht haben, beweist uns eine deutsche Schriftstellerin in einer reizenden Plauderei:

Auf unserer Kumpellammer, der Puffkammer im Hause der Großeltern, die für uns Eis- und Zinnschälchen eine Welt für sich barg, fanden sich als Besonderheiten in einem Weisenkranz, in dem uralte, feisene Kleider beim Öffnen der Türe raschelnd sich bewegten, zwischen Bücheln gefalteter Mull- und Tüllschürzen und Kermel, von denen ich einige jetzt noch als wertvolle Erbstücke bewahre, zwei für unsere Kindergeheimnisse sehr spazige, für mein heutiges Verständnis bezaubernd reizvolle Kofferden von Rappe. Sie hatten gemöblte Deckel und ein Goldschloßchen, das beim Einrücken mit einem kleinen Ankl zuknappte, den ich jetzt noch in der Erinnerung im Ohr zu hören glaube.

Sie waren mit kleingebütem Glangpapier beklebt, ich weiß jetzt, daß das eine entzündliche Weiermeierstoffe war, ein Gartengitter mit Rosen darstellend das eine, kleine rosa Winden und blaue Bergföhmeinnicht das andere.

Mit einem feinen, gepressten Goldborten waren sie geschmückt, und wenn wir sie öffneten, so betrachteten wir zuerst ehrsüchtig das rosa Glangpapier und hierauf das rosa Glangpapier und hierauf das rosa Glangpapier, welches die — Hüte verbergte, welche der Inhalt dieser reizenden Behälter waren.

Dann nahmen wir mit vorsichtigen Fingern und einem klein wenig bösen Gerissen — denn eigentlich war das uns verboten — die beiden Puffhüte heraus. Malen könnte ich sie, die zwei Schutzhüte, colorierte bis auf die kleinste Nuance. Die modernen Automobilhüte und Abendhauben haben die Form dieser Hüte nach oben ein wenig auseinandergerichtet, wie die Hüte der Diakonissen. Es waren ein Sommer- und ein Winterhut. Der Sommerhut war aus allerfeinsten, geflochtenen italienischen goldgelbem Stroh, ein wenig durch die Jahre nachgebuntelt erschienen. Zierliche durchbrochene Streifen liefen das tiefe Myrtengrün des

wunderfeinen, zarten Seidenfutters durchsehen, das die ganze innere Kreppe in fein und mühselig gezogenen Puffschichten und Rüschen bedeckte. Viele Tage muß eine geschickte Hand an diesem Futter allein gearbeitet haben, Wochen an den winzigen rosa Stoffröschchen, welche etwas verblüßt, aber noch gar nicht zerdrückt in diesen Puffchen saßen.

Ueber den Suitkopf lag ein schwarzes rosa Band mit einem Muster von etwas rötlichen Röschen darin, und eine große Kamelle mit vielen grünen Blättern hielt die Bänder an der linken Seite fest. An der rechten Seite war ein Tuß zarter weißer Blonden angebracht. Die Kamelle hatte einen ganz feinen, wachartigen Ueberzug, den wir stets besonders bewunderten, der ganze Hut war ein Meisterstück feinsten Puffmacherkunst und vollendet guten Geschmacks. Alles daran kostbar, solid, farbenzart und grazios.

Einen ganz anderen, viel feineren Anblick bot der Winterhut. Er hatte dieselbe Form, nur war er größer. Ganz aus schwarzem, gezogenem Tafel war der Ueberzug hier, mit ungezählten winzigen Köpfchen und Rüschen. Und jeder Stich war mit einer feinen Stahlperle aufgenäht, so daß es über dem ganzen Hut wie ein leises Flimmern lag, unbestimmt und matt und darum besonders reizvoll. Das ebenfalls ganz kompliziert gezeichnete Innenfutter war orangefell, und erinnerte daran, daß unsere Großmutter eine brünette Schönheit war. Um den Kopf lagen schwarze Guipuretippen in reichen Bindungen, und orangefelles schwarzes Band, mit schwarzen Atlasstreifen variiert und am Rande gezählt, stand in hohen feinen Schuppen darauf und bildete auch das Weidenband. So schwer war dieses Band, daß es, in die Form gepufft, nach mehr als einem halben Jahrhundert noch kühn nach oben freitrad, mit demselben Schwung, mit dem es einmal aus den Händen der Puffmacherin hervorgegangen war. Einer Pariser Puffmacherin wohlgeleckt; denn in verblühten Goldborten stand's zu lesen im Futter: „Madame E. Henriot, Paris, Rue des Mathurins.“

Paris! — Das Wort hatte einen märchenhaften Klang in unserer Ohr! Nach Paris reiste also damals schon die deutsche Puffmacherin, um

Hüte zu kaufen, und unsere eigene Großmama, die uns von unserer Mutter immer als eine Repräsentantin strenger Sparsamkeit dargestellt wurde — wie Großmutter's Zeiten überhaupt als die „gute“, alte Zeit der Einfachheit und Arbeitsamkeit — hatte solche prächtige Erzeugnisse des Luxus getragen. Und noch mehr, Sorgfältig eingewickelt lagen daneben die — Eisedecken, an Schilppattäumen befestigt, die zur Vervollständigung der Hüte dienten, genau wie heute die Loden, die die Modedame anstekt, wenn der Hut eine solche Vervollständigung der Frisur erheischt.

Manchmal, wenn wir uns ganz ungehörig wußten, nahmen wir nach aus einem weissen Mantel das köstliche Kleid, das darin verwahrt war, so wenig getragen, so zart und büßig, als sei es eben aus den Händen der geschicktesten Schneiderin hervorgegangen. Von weißer Seidenborte war es, mit breiten weissen Atlasstreifen variiert. In jedem der Tarsos aber war ein Rosenbuteit in Rosa und Grün eingewirrt. Rosenkranzranken liefen die drei breiten Bolans entlang, die, mit einem weissen Atlasstreifen begrenzt, den sehr weiten Rock deckt und den Ausschnitt der engen Schilppattäume begrenzen. Und Rosenkranzranken bedekten den weissen Seidengürtel, der diese schlanke Taille umspinnete und sich unter einer goldenen Schnalle schloß. Dieses Kleid zogen wir an, oder ein braunes knisterndes Taftkleid derselben Macherin, oder ein weißes Satontkleid, mit Bergföhmeinnichtsprühen überzogen.

Und dann stiegen wir die Loden an, und setzten die Hüte auf und hoben sorgfältig die Bolans, um die Treppe hinunter vor den großen Spiegel zu kommen, der bis zum Boden reichte, und in dem man die fremde Dame betrachten konnte, welche da in so schier fast gepfeiffischer Pracht und Herrlichkeit, wie aus einem Bilde geföhren, sich lüthlich bewegte. So prunkvoll und unheimlich erschien uns das, daß wir plößlich dovonführenten, und eilig die Sachen abwarfen und mit zitternden Händen wieder einräumten, während wir mit scheuen Augen in die dämmerigen Winkel schauten, ob nicht vielleicht da ein drohender Bleicher Finger sich hebe, oder ein ernstes Gesicht unter bunten Stedloden hervorlugte.